

www.e-rara.ch

Charakteristische Thierzeichnungen zur unterhaltenden Belehrung für Jung und Alt

Meyer, Rudolph

Zürich, 1833

Schweizerisches Institut für Kinder- und Jugendmedien SIKJM

Shelf Mark: KE MEY R 1833

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-15535>

Erläuterungen.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelnformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Erläuterungen.

1. Der Lämmergeyer, *Gypaëtos barhatus*, lebt auf den Alpen, fliegt in Kreisen über den höchsten Gipfeln, und horstet auf Felsen. Er trifft in schiefer Richtung gegen die Thiere, größere, so wie erwachsene Menschen, versucht er über den Abgrund zu stürzen, wobey die Federn, besonders die Nacken- und Halsfedern sich emporsträuben, die Augen hervortreten, und um die Zeit ein feuerrother Wulst erscheint. Mit starken, ausgebreiteten Flügeln fährt er alsdann hart über den Boden hinweg dem Thiere entgegen. Vögel rupft er, bevor er sie verzehrt; Knochen verschlingt er, sobald sie nicht zu groß sind. Auch giebt er, wie die Eulen, das Gewölle, Federn und Haare der Thiere, wieder von sich. Die Jäger gießen Blut auf den Schnee, wodurch sie ihn zu Schusse bringen.

2. Der Ziegenmelker, *Caprimulgus europaeus*, gehört in die Familie der Schwalben; sein dicker Kopf giebt ihm indessen ein eulenartiges Ansehen; auch hält er sich des Tages ruhig und geht nur bey Nacht seiner Nahrung nach. Die Zehen sind mit Schuppen bedeckt, und die äußere ist mit der mittlern durch eine Haut verbunden. Seine Nahrung besteht hauptsächlich

in Mücken, Käfern, Schmetterlingen u. dgl., welche er im Fluge hascht. Er sitzt der Länge des Astes nach und schnurret mit gesenktem Kopfe. Irerer, Urrerer. Des Abends geht er auf die Felder und zu den Ställen, und fliegt einem gern um den Kopf. Er legt zwey Eyer auf den bloßen Boden hin. Im Herbst zieht er südlich, und kommt im April wieder zurück.

3. Das Pferd, *Equus Caballus*. Sein Auge leuchtet im Dunkeln. Man bemerkt dieß besonders alsdann, wenn das Pferd an sonnigen Tagen in den Stall tritt. Es sieht im Finstern gut. Wilde Pferde giebt es nicht, wohl aber verwilderte. Große Heerden derselben finden sich in Bessarabien, in der Tartarey und besonders in Südamerika. Diese letztern stammen von denjenigen ab, welche die Spanier nach Entdeckung von Amerika hinbrachten. Solche verwilderte Pferde sind unbändig, äußerst scheu, vorsichtig und stellen Wachen aus. Sie sind kleiner wie die gezähmten, haben dickere Köpfe, längere Ohren, struppige Mähne, und weniger behaarten Schweif. Der Araber hält sein Pferd wie ein Mitglied seiner Familie; auch hat ein solches Pferd immer gutmüthigen Charakter.

Bekanntlich führen die Araber besondere Geschlechtsregister über das Pferd; dem Käufer wird der Stammbaum desselben übergeben. Pferde von edler, schöner Race zeigen aber auch fast durchgehends festeren Willen und feurigeres Temperament.

4. Der Truthahn, *Meleagris Gallopavo*, wird vorzüglich durch Gegenstände von rother Farbe gereizt. Wenn derselbe zornig ist und man setzt ihn auf den Boden, drückt ihm den Kopf nieder, und zieht von seinem Schnabel weg einen Kreidestrich gerade aus; so sieht er denselben starr an, ohne sich zu rühren. — An der Brust des Männchens findet sich ein Büschel, schwarzer, straffer Haare. — Die Zungen sind nicht leicht aufzuziehen und besonders schadet ihnen Feuchtigkeith. Messeln verbrennen ihnen die Füße. Wenn ihnen das Fleisch an Kopf und Hals anschwillt, sind sie besonders leicht Krankheiten unterworfen; alsdann giebt man ihnen etwas Wein und ein Pfefferkorn. Die eigentliche Heimath des Truthahns ist Nordamerika; besonders Canada; durch die immer mehr zunehmende Ansiedlung der Europäer ist er jedoch in fernere Gegenden vertrieben worden. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts kam er zuerst aus Mexico nach Spanien; der erste gebratene Puter kam bey der Hochzeitsfeyer Carl des neunten auf die Tafel. Man sieht den Truthahn in großen Schaaren (von mehreren Tausenden) zu den Wäldern der Eichen und Peccanüsse (*Juglans olivaeformis*) wandern; deren Früchte ihr liebstes Futter ist. Solche Wanderungen nimmt der Truthahn zu Ende Octobers in die Niederungen vor; daher dieser Monat bey den Indianern der Truthahnemonat heißt. Sie wandern zu Fuß, und fliegen nur wenn sie aufgeschent werden oder über Flüsse;

im letztern Falle machen sie vorher Halt, um sich zu dem gefährlichen Unternehmen vorzubereiten. Angelangt in den Wäldern, zerstreuen sich die Truthühner und leben von den Eicheln, deren Vorräthe von ihnen nach und nach völlig aufgezehrt werden; sie nähern sich alsdann wohl auch den Pachtthöfen. Sie schlafen auf Bäumen, und wann des Nachts ein Weibchen gluckert, so antworten alle Männchen, davon ertönen oft die Wälder bis auf hundert Meilen weit. Dieses Gluckern hält etwa eine Stunde lang an. Durch den Genuß der Eicheln werden sie äußerst fett, so, daß wenn man sie von den Bäumen herunterhieft, ihre Haut zerplatzt. Mitten Aprils legt die Henne; sie versteckt die Eyer sorgfältig, besonders vor der Krähe. Die Männchen ziehen alsdann in verborgene Theile des Waldes und magern sehr ab.

5. Der Löwe, *Felis Leo*. Wenn der Löwe brüllt, so hält er den Kopf gegen die Erde. — Gazellenheerden zu vierzig bis achtzigtausend beisammen trifft man im südlichen Afrika; sie ziehen in trockenen Jahreszeiten frischen Weiden zu und ihnen folgen die Raubthiere. Eine Art dieser Wanderantilopen, Springbock, *Antilope marsupialis*, lebt am Cap, sie ist gelbbraun, erschrickt sie, so sträuben sich ihre Haare auf dem Rücken; alsdann kommt das unter dem braunen Haare liegende, kürzere, weiße zum Vorschein, und daher sieht dann die ganze Heerde plötzlich weiß aus. — Der Löwe kann einen Ohsen im Maule forttragen und dazu noch schnell

davon springen. Mißlingt ihm der erste Angriff, den er im Sprunge thut, so stellt er sich auf die Hinterbeine. Le Vaillant erzählt: daß zwey Colonisten am Cap, einem Löwen begegneten; dieser stürzte auf einen derselben los, warf ihn, hielt ihm den Arm zwischen den Zähnen, ohne zu verletzen, und drückte dabey die Augen zu; ließ ihn dann wieder los und packte ihn von Neuem. Dem Colonisten dauerte dieses Spiel zu lange, sein Begleiter war geflohen, er zog das Messer hervor, und traf damit den Löwen ins Herz; der Stoß war nicht augenblicklich tödtlich und der Löwe zerriß den Menschen. Wenn der Löwe nicht hungrig ist, greift er selten einen Menschen an, und meidet den Blick desselben. Er zieht sich nach den Berichten vieler Reisenden zurück, wenn man ihn fest ins Auge faßt. Zuweilen sucht er dem Menschen in Rücken zu fallen; nur dadurch, daß man ihn ruhig ansieht und stille steht, kann man ihn zurück halten; er zieht sich dann nach wenigen Minuten zurück. Hat er aber schon öfters Menschen überwunden, so scheut er diese nicht mehr und wird äußerst räuberisch. Solche Löwen sind die furchtbaren Verfolger afrikanischer Horden, besonders der feigen Bosjemanen. — Burchell erzählt, daß in Südafrika sich Reisende dadurch vor dem Angriff wilder Thiere schützen, daß sie einen langen Stab mit sich führen, an dessen einem Ende ein Busch schwarzer Straußfedern befestigt ist. Der Reisende steckt diesen Stab in den Boden, so wie ein großes Raubthier

nahet, es stürzt sich auf den Federstoß, während jener entflieht. — Am heißen Mittage schläft der Löwe; in diesem Zustande wird von afrikanischen Wilden ihm ein vergifteter Pfeil zugeschickt; der Löwe erwacht davon erschrocken auf, und flieht ganz betäubt umher, bis das Gift ihn tödtet. — Wenn der Löwe gereizt ist, so muß man auf ihn zielen, ehe er zum Sprunge sich gesetzt; denn sobald er dieses einmal gethan hat, so leidet er nicht die geringste Bewegung seines Gegners mehr. Der junge Löwe hat die Ohren hängend und die Klauen noch nicht aufgerichtet; beydes erfolgt erst einige Monate nach der Geburt; auch seine Mähne wächst erst später heran. Beyspiele, daß gefangene Löwen ihnen zugeworfene Hunde schonten und sich an sie gewöhnten, kennt man viele. — Lange eingesperrte Raubthiere leiden an Austreibungen der Knochen.

6. Der Hase, *Lepus timidus*, verändert, wie auch viele andere Thiere im Norden die Farbe seines Pelzes; sie wird weiß; dieses zeigt besonders der Berg-hase, *Lepus variabilis*. Der Pelz des Hasen geht auch unter die Sohlen seiner Füße, und auf die innere Seite der Lippen; die obern Nagezähne sind doppelt, einer hinter dem andern. Hier und da werden auch in Kunst- und Naturalienkammern Hasenhörner vorgezeigt, wahrscheinlich sind es aber Rehhörner. Die Häsinnen bringt des Jahres dreymal Junge, jedesmal drey bis vier sehende. Der erste Satz fällt Ende März, und geht

oft vor Kälte zu Grund; der zweyte Satz wird sehr von Mücken geplagt; der dritte dagegen, im Herbst, leidet am wenigsten. Weil der Hase so viel Junge hat, sagt das Sprüchwort von ihm: Er gehe im Frühjahr selber ins Feld, und im Herbst mit sechszehn ins Holz. Seine Feinde sind vorzüglich Füchse, auch andere kleine Raubthiere, und sogar die Krähen greifen ihn zuweilen an und werden seiner Meister. Die List, welche der Hase, wenn er gesagt wird, anwendet, kennt man überall. Müde gejagt, wird er öfters ganz blind und man weiß, daß er auf Fußpfaden gegen den Jäger läuft, und man ihn leicht fangen kann. Heldenpfeffer statt Hasenpfeffer, mag für einen Druckfehler gelten.

7. Der Luchs, *Felis lynx*, zeigt senkrechte Pupillen und im Finstern leuchtende Augen. Er geht des Abends und des Morgens, in der Dämmerung seiner Nahrung nach. — Alle Thiere aus dem Raubgeschlechte können ihre Krallen bewegen, und aufrichten. — Das Ohr des Luchsen ist kurz und an der Spitze mit einem Haarbüschel versehen, wie das Ohr unsers Eichhorns. Thiere erschleicht und erspringt er wie die Raue und beißt ihnen sogleich die Halsmuskeln und die Drosseladern auf. Seine Füße sind sehr kräftig, die Behen breit und stark behaart; besonders scharf sind die gekrümmten Krallen. Hat er Gelegenheit viel zu morden, so säuft er den Thieren das Blut aus und läßt das Fleisch liegen. Wird

er durch den Jäger nur verwundet, so stürzt er sich auf denselben los.

8. Die Gemse, *Antilope rupicapra*, hält sich auf den Alpen zwischen der Schnee- und Waldgrenze auf, zieht aber häufig in die Gletscherfelder; des Winters läßt sie sich mehr in die Wälder. Einige wohnen überhaupt mehr in Wäldern, diese heißen Waldgemsen, die andern Gratthiere. Die Gemse liebt das Salz und Felsenwände, an denen Bittersalz u. dgl. ausschwitz, werden von ihr besucht. Sie leben familienweise beisammen, unter Anführung der ältesten Gais, welche Fuhrgais heißt, und welche die übrigen bewacht und sie vor Gefahren warnt. Wenn diese weggeschossen wird, so kann man leicht auch die Uebrigen bekommen; sie zerstreuen sich alsdann. Noch vor dreßsig und vierzig Jahren traf man auf schwer zugänglichen Alpen des Berner Oberlandes Gemsheerden von fünfzig und hundert Stück an. — Wann die Gemse verfolgt und gedrängt wird; so geht sie auf den Jäger los und sucht ihn über den Abgrund zu stürzen. Wiewohl sie nicht größer als eine Ziege ist, so wagt es dennoch auch ein starker Mann nicht sie zu halten, wenn sie bey ihm vorbehey geht oder auf ihn dar kömmt. — Um sie zu schießen, versteckt sich der Jäger zwischen Schaf- oder Ziegenheerden, denen die Gemse arglos nahet; oder er wartet auf sie an dem Wechsel, das heißt an schmalen Pfaden, auf denen sie hin und her gehen muß. Oder er steigt auf Höhen,

auf denen Steine zu einem Hüttchen aufgehäuft worden sind; dieses heißt man das Luegi, und von da schaut er mit dem Fernrohr (Feldspiegel), wo sich etwa Gemsen befinden. — Wenn ein Jäger so weit sich herangeschlichen hat, daß er die Krümmung der Hörner erblickt; so hält er die Gemse innert der Schußweite. — Manche Jäger trinken das noch warme Blut der erlegten Gemse, indem sie glauben sich dadurch gegen den Schwindel zu sichern. — Leidenschaftliche Gensjäger werden ernst und einsylbig, und kennen keine Gefahr. — Lauter, heißen die Alpenbewohner einen Weg der sehr gefährlich ist und wo man nur die Felswand hinter sich und den Abgrund vor sich hat.

9. Der Wolf, *Canis lupus*, geht besonders den Rehen und den Hirschkühen nach und wittert diese schon in weiter Ferne. Hat er einen Anschlag auf eine Heerde vor, so sieht er sich erst überall um, ob nicht Gefahr für ihn vorhanden sey. Man hat auch schon gesehen, daß zwey Wölfe sich bey einem solchen Unternehmen behülfflich waren, und daß wenn einer den verstellten Angriff machte und Hund und Hirte weglockte, der andere das Schaf erwischte. Er ist äußerst scheu; aber frech in eben dem Maße, so bald ihn der Hunger antreibt. — Kein Thier frisst sein Fleisch, außer wieder ein Wolf. — Musik scheut er, und man erzählt von einem Geiger, der in eine Grube fiel, in welcher sich ein Wolf gefangen hatte; daß er sich rettete, indem er auf der Geige spielte.

Der Wolf begleitete das Spiel mit seinem Geheul, und als dem Geiger bis am Morgen alle Saiten rissen, wurde er glücklicherweise durch einen Jäger von seinem Spielfkameraden befreit. Der Wolf scheut auch das Feuer und das Rasseln der Ketten; deshalb schleppen solche die Reisenden in Polen, wo Wölfe häufig sind, den Schlitten nach. Auch ist es keine Fabel, daß der Wolf gespannte Stricke scheue und Thüren; er gräbt sich unter den Schwellen in die Ställe ein. — Er kann die Klauen nicht einziehen, wie die Katzen und er steht schlecht auf den Beinen, so daß er leicht umgeworfen wird. — Er kann gezähmt werden und in Persien wird er sogar zum Tanze abgerichtet.

10. Die Maus, *Mus domesticus*. Man las vor einigen Jahren in öffentlichen Blättern, daß durch einen Gefangenen in Genf, eine Ratte ganz zahm gemacht worden sey; als dieser wieder frey wurde, und die Ratte zurückgeblieben war, soff und fraß sie nicht mehr, und wich nicht vom Bette ihres verlornen Freundes. Nach drey Tagen fand man sie todt in einem alten Tuche, welches der Gefangene zurück gelassen hatte.

11. Der Fischotter, *Lutra vulgaris*. Der Kopf des Fischotters mit seinen kleinen, weit aus einanderstehenden Augen gleicht allerdings dem Kopf einer Trütsche, daher nannten auch Gefner und Aldrovandi die Trütsche, *Mastela fluvialis*. Das Auge des Fischotters hat ein doppeltes Lied, eine Art Nickhaut. Von

dem Seeotter sagt man, daß er zuweilen die Vorderpfoten vors Gesicht halte. Auch soll er des Nachts leuchten, und wann er über's Meer schwimmt einen feurigen Streifen nachziehen. Die Fallen, welche man ihm legt, müssen sehr stark seyn; man bestreicht sie mit Rahemünze und legt sie unters Wasser oder unter den Schnee. Bekanntlich wird das Fleisch des Fischotters unter die Fastenspeise gezählt, weil er, nach der Naturgeschichte der Geißlichen Herren, zu den Amphibien gehört. Er wird vorzüglich in Klöstern an hohen Fasttagen gespeist; sein Fleisch muß daher sehr köstlich schmecken. — Um die Wohnung des Fischotters finden sich immer Fischgräte, wodurch er verrathen wird. Er kann leicht gezähmt und zum Fischfange abgerichtet werden.

12. Die Lerche, *Alauda arvensis*. Der lange Sporn an der Hinterzehe ist das charakteristische Kennzeichen der Lerche. Man glaubt er diene ihr um die Eyer zu wenden, weil er gerade so lang ist, um mit den Vorderzehen das Ey umfassen zu können.

13. Der Geyer, *Vultur atratus*, lebt vorzüglich in dem südlichen Theile von Nordamerika. Er kennt mit Sicherheit den nahenden Tod der Thiere und folgt einem kranken unausgeseht, bis es fällt, so z. B. kennt er einen kranken Ochsen von einem gesunden; wenn dieser auch wie todt ausgestreckt liegt, wird er nicht getäuscht. Dessen ungeachtet ist sein Geruch nicht, wie man früher

behauptete, scharf; dagegen sein Blick außerordentlich gut und er schaut aus weiter Ferne jeden Gegenstand. Stopft man eine Thierhaut aus, so schießt er darauf los; verbirgt man ihm ein todttes Thier unter Zweige und Laub, so kann er nahe vorbeystreifen, ohne es zu achten; schießt aber augenblicklich nieder, so wie nur ein Theil des Thieres entblößt wird. Den ersten Angriff macht er auf die Augen des Thieres und dann auf die Eingeweide. Ist es zu groß und seine Haut zu stark, so wartet er bis es durch die Fäulniß leicht sich öffnen läßt. Der Lieblingsaufenthalt des Geyers ist die Cypresse, wenn sie dürre Aeste hat. Alle Abende fliegt er mehrere Meilen weit zu derselben, um auf ihr zu übernachten. Zu diesem Baume hebt er sich auch empor, so wie er sich satt gefressen; dann ist er äußerst träge, bleibt an einer Stelle sitzen, und geht man bey ihm vorbey, so fliegt er nicht weg, und schüttelt höchstens die Flügel, als wolt' er wegfliegen; behält aber den Vorbeygehenden immer im Auge. So sitzen viele beisammen, und nur wann sie der Hunger treibt, fliegen sie auf und revieren hoch in den Lüften. Sitzt er auf einem Aas, so läßt er sich kaum vertreiben; hüpfst darauf herum und kriecht in dasselbe hinein. Mehrere zerren öfters an dem gleichen Stück Fleisch, und zischen dabey. Er fürchtet selbst die Hunde nicht und es geschieht, daß diese am einen Ende des gefallenen Thieres fressen und die Geyer am andern. Dem weißköpfigen Adler, welcher, vom Hunger getrieben,

auch zuweisen Nase verzehret, machen sie aber Platz und warten bis er seinen Theil genommen hat.

Geyer, die noch nicht lange aus den Eiern gekrochen, schleppen ihre mit großen Blutspuhlen versehenen Flügel auf dem Boden nach, und treten nicht auf die Behen auf, sondern auf den ganzen Untertheil des Fußes.

14. Der Fink, *Fringilla caelebs*. Im März, wann er anfängt zu singen, wird sein Gefieder viel lebhafter gefärbt und der Schnabel erscheint himmelblau. Jedes Finkenpaar hat sein bestimmtes Revier und kommt ein anderer Fink in dasselbe, so wird er angegriffen. Diese Eifersucht benutzen die Vogelfsteller ihn zu fangen; indem man einem Gezähmten ein gabelförmiges, mit Vogelleim bestrichenes Rütchen über die Schwanzwurzel befestigt, und ihn nun unter einen Baum bringt, auf dem ein Fink nistet; so wie jener zu singen beginnt, stürzt sich dieser auf ihn herab und wird gefangen. Besonders schön singen geblendete Finken. Sein Gesang zeigt viel Mannigfaltigkeit, und gewisse Weisen bezeichnet man durch besondere Benennungen, z. B. Reiterzug, Bräutigam, Malvasser, Disderet, Mitsoviel, u. s. w. Einige Finken verstehen mehrere dieser Singarten und man hat beobachtet, namentlich in England, daß der Schlag der Finken im Freyen gleichsam der Mode unterworfen sey, und in gewissen Provinzen eigene Schläge herrschen. Vor dem Winter ziehen die meisten Finken

fort, nur wenige bleiben; diese sollen Männchen seyn, daher der Beynamen des Finken caelebs.

15. Der große Ohrenkauz, *Strix Bubo*, ist der größte und dickköpfigste Kauz, der bey uns lebt, und welcher, wie alle andern Eulen, wann er sich am Tage heraus läßt, von den Vögeln geneckt und verfolgt wird. Wie die mittlere Ohreule, macht auch er, wenigstens wenn er zahm gehalten wird, allerley possierliche, drohende und lächerliche Grimassen. Das Gefieder aller Eulen ist höchst zart und weich und ihr Flug leise. Die große Ohreule geht besonders bey der Dämmerung auf Raub aus. Kleinere Thiere verschlingt sie ganz, bricht ihnen aber die Rippen entzwey und reißt ihnen auch wohl den Kopf ab; größere Thiere, Hasen und sogar junge Rehe, werden auch von ihr angefallen. Diese weiß sie geschickt auszubälgen, und wenn sie satt davon gefressen, so schlägt sie das Fell über den Rest, um ein andermal sich daran zu erlaben. Ihr Nest baut sie auf Felsen und hohe Bäume. — Die Sage vom wilden Jäger hat besonders diese Eule veranlaßt; zu Zeiten nämlich versammeln sie sich und durchstreifen den Wald unter furchtbarem Lärmen. (Im Texte steht Freyscharen, was ein Druckfehler ist und heißen soll Räuberscharen.) Die Eulen brechen die Federn und Haare der Thiere sammt allem, was ihr Magen nicht verdaut, als Gewölle weg. Dieses hält der gemeine Mann für nidergefallene Sternschnuppen. — Da die große Ohreule

viele Vögel anlockt, so bedienen sich ihrer die Jäger um andere Vögel zu fangen, oder zum Schuß zu bringen; auch ist es nicht vom Verfasser erfunden, wenn gesagt wird, daß die Jäger diesem Rauzen einen Fuchschwanz anhängen.

16. Die Sphren, *Cypselus Apus* und *alpinus*, sind Schwalben, die aber alle vier Zehen nach vorne gerichtet haben; sie leben überall und nisten sich in alten Thürmen ein. Vorzüglich fliegen sie in der Dämmerung und haschen auch im Fluge die Mücken weg. Schon vor dem Herbst ziehen sie südwärts, im Frühjahr kehren sie wieder zurück. Ihre Flügel sind so lang, daß wenn sie auf den Boden kommen, was öfters geschieht, so können sie nicht mehr aufsteigen und werden die Beute der Raken. Wegen der Stellung ihrer Zehen können sie auf keinem Zweige sitzen, hängen sich aber an Mauern fest. In Spanien und Italien werden sie gegessen. — Diese Thierzeichnung wurde im August 1830 geschrieben, daher die Anspielung.

17. Der Fuchs, *Canis vulpes*, nimmt gern die Dachshöhle in Besitz. Das Weibchen wirft bis sechs Junge. Ihnen bringen die Alten Hühner und dergleichen, womit sie spielen, wie die Raken mit der Maus. Junge Füchse sind leichter zu fangen als alte; auch sind gerade solche am verschlagensten, welche sich in der Nähe menschlicher Wohnungen aufhalten; andere die in der Wildniß leben, sind bey weitem so listig nicht. Schon

die Physiognomie des Fuchsen verräth List; sein Auge zeigt senkrechte Pupille, wie das der Katzen. Ueber dem Schwanze wird eine nach Weilschen riechende Feuchtigkeit abgesondert; wenn er verwundet wird, soll er sich in diese Stelle beißen; was aber wohl eine Fabel ist. Seine Stimme ist ein schwaches Bellen, so wie aber das Wetter ändert, schreyt er laut, fast wie ein Pfau. Den Igel soll er dadurch sich zu öffnen zwingen, daß er ihn mit Urin besprengt; auf ähnliche Weise soll er sich auch gegen Hunde wehren. Vögel werden unruhig in seiner Nähe und besonders verfolgen ihn die Dohlen. Hat er das Bein in einer Falle eingeklemmt, so beißt er es ab. Er bleibt drey bis vier Tage in seiner Höhle, wenn man vor dieselbe eine Falle legt, und nur der Hunger treibt ihn hinaus.

Die bekanntesten Arten Füchse sind: der Brandfuchs, *C. Alopex*, der auf dem Rücken grau ist, am Bauche schwarz, eben so Ohren und Schwanzspitze. Der Birkfuchs, roth, mit weißer Schwanzspitze. Der Polarfuchs, *Canis lagopus*, ist weiß und hat dicht behaarte Fußsohlen; im Sommer wird er blau. Der Silberfuchs, *C. lycaon*, trägt den kostbarsten Pelz, schwarz mit weißen Spitzen. Der Kreuzfuchs, *C. crucigera*, hat schwarze Rückenstreifen, und quere darüber einen andern.

Der Fuchsbalg oder Fuchsschwanz wird zum Schlagen des Electrophors gebraucht, wodurch dieser electrisch wird.

Zungen und Fett des Fuchsen werden von Quacksalbern gebraucht.

18. Die Nachtigall, *Motacilla luscini*, kommt mit Ende Aprils zu uns, das Männchen meist vierzehn Tage vor dem Weibchen. Jenes singt am schönsten, während das Weibchen brütet. Sind die Jungen aber ausgeschliffen, so hört die Nachtigall mit Singen auf, nach vierzehn Tagen singt sie wieder; aber nur auf kurze Zeit, und um Johanni hört sie ganz auf. Mit Ende August ziehen sie weg. Ihre liebste Nahrung sind Almfeneyer.

19. Der Hamster, *Cricetus vulgaris*, gehört zu den Nagethieren, mit vier starken Schneidezähnen, die durch eine Lücke von den Backenzähnen getrennt sind; die Oberlippe ist gespalten. Es giebt auch schwarze Hamster, besonders in einigen Gegenden von Rußland; auch zuweilen ganz weiße, (Kakkerlacken). In größter Anzahl findet er sich im Thüringischen, so daß man dort in einem Jahre schon sieben und zwanzigtausend getödet hat. Seine Nahrung besteht hauptsächlich im Getreide, dann in Mohnköpfen, Obst, Bohnen, Erbsen, Wurzeln u. dgl.; dessen ungeachtet füllt er alle Thiere und selbst die größten mit Wuth an. Oft sitzt er aufrecht und stopft sich mit den Pfoten die Backentaschen voll. Diese bestehen in zweyhäutigen Säcken, welche auf der innern Seite der Wangen liegen, und bis über den Hals hinabreichen; jede Blase faßt gegen drey Loth

Getreide. In diesen Backentaschen trägt er auch das Getreide zusammen, und streicht dieselben mit den Pfoten leer. Dasselbe thut er auch sehr schnell wenn ihm ein Feind begegnet; denn mit vollen Taschen kann er nicht beißen; kommt man daher zur rechten Zeit, so kann man ihn leicht erwischen. Der gefährlichste Feind des Hamsters ist der russische Iltis, welcher ihrer mehrere zusammenschleppt, und Vorräthe von ihnen macht. Der Hamster trägt jede Art Fruchtsorte in besondere Kammern zusammen; welches man aber wahrscheinlich nur deshalb so findet, weil er die Früchte sammelt so wie sie eben reif sind, und daher eine nach der andern. Diese Vorräthe greift er nur alsdann an, wenn er auf den Feldern nichts mehr findet. Während des Herbstes bleibt er beständig in seiner Wohnung, deren Eingang er verstopft. So wie der Winter herannahet schläft er ein. Er ist dabey völlig erstarrt, die Augen sind geschlossen, der Kopf gegen den Bauch gebogen und zwischen den Vorderpfötchen. Nur alle fünfzehn Minuten nimmt man einen Pulsschlag wahr. Auch wenn man ihn aufschneidet erwacht er nicht. Mit dem Frühling wird er wieder wach, wobey er sich erst aufwickelt, gähnt, streckt und blinzelt; dann stellt er sich auf die Füße, taumelt, athmet tief ein, geht langsam, reinigt sich mit den Vorderpfötchen und frisst. Er bessert nun seine Wohnung aus oder legt einen neuen Bau an. Gewöhnlich wird der Hamster im Herbst ausgegraben;

ist er noch nicht eingeschlafen, so verstopft er alle Zugänge zu seiner Kammer, und sucht sich tiefer zu graben. Das Fell des Hamsters wird benutzt; vorzüglich aber werden seine Vorräthe gesucht, von denen man schon gegen hundert Pfund in einem Baue getroffen hat.

20. Die Schwalbe, *Hirundo rustica*. Wann sich ein Raubvogel sehen läßt, so warnen die Schwalben andere Vögel durch helles, eigenthümliches Pfeifen; sie selber entgehen ihm leicht durch die Schnelligkeit ihres Fluges. Man hat Schwalben im Herbst durch Wegschneiden einer Krallen gezeichnet, und sie fliegen lassen. In folgendem Frühjahr zeigten sie sich wieder. Wilson sah große Scharen von Schwalben über das mittelländische Meer ziehen.

21. Der Lemming, *Hypodaeus Lemmus*, ist eine Art Wühlmaus, welche in nördlichen und gebirgigen Ländern, vorzüglich in Norwegen sich aufhält, und durch die weiten Reisen, welche sie in großen Scharen zu gewissen Zeiten unternimmt, bekannt ist. Sie gräbt Gänge in die Erde und durch den Schnee. Wenn die Lemminge wandern, was etwa alle zwanzig Jahre geschieht, so gehen sie in mehreren Zügen nebeneinander. Jeder dieser Züge verursacht tiefe Furchen, ein bis zwey Ellen weit die eine von der andern entfernt; das Feld sieht davon wie gepflügt aus. Kein Hinderniß hemmt sie, und sie schwimmen über Flüsse und Seen. Wenn man ihren Zug hört, so setzen sie sich zur Wehre, beißen in

den Stock, und werden ihre Flüge unterbrochen, so lassen sich die Nachkommenden doch nicht abhalten und schließen wieder an. Kommen sie an eine Felswand, so umgehen sie dieselbe und auf der entgegengesetzten Seite gehen wieder fort. Man hat beobachtet, daß sie sich öfters mit großer Wuth anfallen und todt beißen. Viele kommen unterwegs durchs Wasser um, oder werden von Raubthieren gefressen. Dieser Raubthiere wegen sehen die Lappländer die Lemmingszüge gern.

22. Der Staar, *Sturnus vulgaris*, ist ein Zugvogel und kommt im März zu uns; gegen den Winter soll er nach Egypten ziehen; er nistet in hohlen Bäumen, auch in kleinen Schlägen, welche man ihm an die Bäume hängt. Im Herbst schwärmt er zu tausenden und besucht besonders des Abends den Schilf. Schon Plinius bemerkte, und ganz richtig, daß die Staaren sich um den besten Platz streiten. Mittelft eines gezähmten Staaren kann man andere fangen; man bindet ihm Fäden die man mit Vogelleim bestrichen hat an die Weine und läßt ihn unter eine Schar fliegen; es bleiben dann öfters mehrere an den Fäden hängen und so fallen sie zur Erde.

23. Die Affen sind Vierhänder, und deshalb zum Gehen nicht geschickt, wohl aber zum Klettern. Sie lieben besonders Früchte, Eyer, wohlschmeckende Wurzeln u. dgl. Le Baillants Affe verstand es recht gut eine Wurzel aus der Erde zu ziehen. Er faßte sie näm-

lich zwischen die Zähne fest und schlug dann einen Purzelbaum; wodurch die Wurzel gewöhnlich losgerissen ward. Die Affen der neuen Welt sind langgeschwänzte und unter denselben namentlich viele mit einem Wickelschwanz, welcher ihnen statt einer Hand dient. Sie sind sogar im Stande einen Körper damit vom Boden aufzuheben, und damit zu tasten, indem sie den Gegenstand wohl kennen, den sie mit dem Schwanz gefaßt, auch ohne ihn erblickt zu haben. Werden solche Affen geschossen, so bleiben sie mit dem Schwanz an einem Ast hängen, und fallen erst nach einiger Zeit herab, wenn sie anfangen zu erstarren und der Schwanz sich aufröhrt. Einige Affen durchsuchen den Arbeitern im Walde die Kleider oder andere Gegenstände, welche sie weggelegt haben, und nehmen was sie Essbares finden weg. — Der Cuguar oder amerikanische Löwe verfolgt die Affen, indem er sich von Ast zu Ast fortschwingt. — Der Siamang von Sumatra ist ein langarmiger Affe, was im Texte über denselben gesagt worden, ist alles nach den Beobachtungen Duvaucel's. Das Geschrey, womit der Affe den Aufgang der Sonne begrüßt, gilt den Malayen als Zeichen zum Aufstehen; den Städtern sey dieses Geschrey unerträglich. Am Halse besitzt dieser Affe eine Erweiterung, die er aufstreifen kann; dieses geschieht während er schreyt. Aehnliche aber knöcherne Erweiterungen, stehen mit dem Kehlkopf der südameri-

kanischen Brillaffen in Verbindung. — Statt Cavallier soll es heißen Kavallerist.

24. Die Colibri, Trochyli, fliegen äußerst schnell und halten sich dann plötzlich schwebend auf einer Stelle, über Blumen u. dgl. Wegen ihrer Kleinheit und der Pracht ihres Gefieders sind sie bekannt. Ihre Federn dienen den alten Mexicanern zur Verfertigung von Gemälden. Die Frauenzimmer tragen diese Vögelchen als Schmuck im Ohr. Der Name Colibri bedeutet Strahlen der Sonne. Ihre Nahrung besteht in kleinen Insecten und in Honig. Wenn sie schlafen hängen sie sich an den Füßen auf, so daß ihr Kopf abwärts steht. Die kleinsten Colibri haben kaum die Größe einer Biene; sie sind aber sehr muthig. Der besternte, setzt sich öfters, wenn er mit andern größern eingesperrt ist, diesem auf den Schnabel. Bekannt ist, daß sie häufig die Beute einer Spinne werden, indem sie aus dem Gewebe derselben die Mücken zu erhaschen suchen, wobey sie übrigens mit großer Geschicklichkeit und Gewandtheit den Fäden auszuweichen verstehen.

25. Der Kanarienvogel, *Fringilla canaria*, stammt von den kanarischen Inseln ab, ist aber seit dem sechzehnten Jahrhundert in ganz Europa verbreitet; seine Farbe in freyem Zustande ist weißlich gelb, die Schwingen aber und der Schwanz sind grünlich. Je größer der Lärm, um so stärker auch sein Geschrey. Die Kanarienvögel suchen sich darin gegenseitig zu übertreffen, und

in ihrem Wettstreit strengen sie sich öfters so an, daß sie todt vom Sedel fallen. Sie lassen sich auch zu Rünsten abrichten, lernen sich todt stellen, wenn man schießt u. dgl. Besonders handeln die Tyroler mit Kanarienvögel und geben sich mit der Zucht derselben ab.

26. Die Wandervögel. Wenn die Reiher fliegen so strecken sie die Beine hinten aus und legen Kopf und Schnabel auf die Schultern. Den gemeinen Reiher *Ardea cinerea* sieht man sehr häufig an der Aar zwischen Bern und Thun; er ist besonders auf Forellen erpicht und geht bey'm Mondschein unter lautem Geschrey den Bächen nach. Die Rohrdommel, *Ardea stellaris*, lebt einsam in Sümpfen, hält oft den Schnabel abwärts auf die Brust gesenkt und lauert auf Fische. Wenn man ihr naht, so streckt sie Kopf und Schnabel gerade in die Höhe. Der Kibiz, *Vanellus cistatus*, besitzt einen etwas hängenden Federbusch; naht man seinem Neste, so fliegt er um dasselbe herum. Der Flamingo, *Phoenicopterus ruber*, lebt eigentlich am Meer, vorzüglich am Mittelländischen. Sehr selten verfliegt er sich in die Schweiz. Sein Schnabel ist sehr stark und knieförmig gebogen, der Hals ist äußerst lang, das Gefieder scharlachroth und die Schwungfedern sind schwarz. Die Löffelgans, *Platalea leucorodia*, hat daher den Namen, weil ihr langer dünner Schnabel an seinem Ende schiefelförmig sich ausbreitet. Ihr Körper ist weiß und ihre Kehle unten roth. Sie lebt mehr im nördlichen Europa

und erscheint nur sehr selten in der Schweiz. Der Purpureiher, *Ardea purpurea*, ist größtentheils rothbraun mit Purpurschimmer. Der Silberreiher, *A. Egretta*, ist durchaus weiß, nur die Füße sind röthlich. Der Pelikan, *Pelecanus Onocrotalus*, hat einen sehr langen und weiten Schnabel, am Unterschnabel einen großen häutigen Sack. Sein Geschrey gleicht dem des Esels, er lebt am Mittelländischen Meere und an der Donau, selten verfliegt er sich in die Schweiz. — Die Schnepfen nehmen bey ihren Wanderungen stets denselben Weg; sie meßern während dem sie wandern, daher sie auch Himmelsziegen genannt werden. Der Flußvogel, *Accentor alpinus*, lebt nur auf den Alpen über dem Holzwuchs, im Winter zieht er in niedere Gegenden; er singt sehr angenehm.

27. Der Pfeffersresser, *Rhamphastos picatus*, lebt in Südamerika, oft in Gesellschaft der Geyer. Ein großer Schnabel, ein großes Auge zeichnet ihn vor allen Vögeln aus. Seine Zunge ist wie eine plattgedrückte Feder, oder wie ein Fischbein, das zu den Seiten ausgefranst ist. Er liebt Früchte, noch mehr aber Fleisch, und wirft die Bissen oft in die Höhe, fängt sie dann mit dem Schnabel wieder auf. Wenn er seine Beute im Schnabel hat, so macht er zuweilen ein hohles, rasselndes Geräusch, wobey Schnabel und Flügel in zitternde Bewegung gerathen. Hat er Speise verschluckt, so bricht er sie wieder aus dem Kropf in den Schnabel,

und wiederkaut sie gleichsam. Besonders der Oberschnabel ist sehr dick, aber leicht, hohl und mit Zellen versehen. Des Abends setzt er sich auf den Gipfel eines Baumes, macht allerley Geberden und kräht dazu. Daher wird er in seiner Heimath Prediger genannt. Wenn er schlafen will, legt er den Schnabel auf den Rücken in die Schwanzfeder, wie im Texte angegeben ist.

28. Das Rothbrüstchen, *Motacilla Rubecula*, kommt schon im März zu uns und zieht im October weg; einzelne bleiben auch den Winter über bey uns. Seine Nahrung besteht hauptsächlich in Mücken und Würmern. — Die Weissen hacken einander die Köpfe ein, wenn mehrere beysammen gefangen gehalten werden.

29. Der Kuckuck, *Cuculus canorus*, erscheint bey uns wann die *Primula veris* blüht. Sein Gefieder gleicht dem des Sperbers. Daher die Vögel, wenn er vorüberfliegt, vor ihm fliehen. Er legt seine Eyer meist auf die Erde und soll sie dann im Schnabel in die Nester anderer Vögel tragen. Der junge Kuckuck schiebt seinen Schwanz unter die Eyer, welche im gleichen Neste liegen, oder unter die ausgebrochenen kleinen Vögel, und wirft sie aus dem Neste heraus. Seine Pflegeeltern haben große Noth ihm genug zu fressen zu bringen, und da der Kuckuck sehr schnell wächst, sieht man öfters einen kleinen Vogel auf dem Rücken des Kuckuck sitzen, und ihm das Fressen in den Schlund stecken. Die Pflegeeltern werden darin von andern Vögeln unterstützt. Man

hat eine ganz junge, noch nicht flügge Drossel mit einem ebenfalls jungen Kuckuck in einen Käfig gethan; die Drossel konnte bald allein fressen und fütterte hierauf den jungen Kuckuck. Er legt alle acht Tage ein Ey, die Eyer sind verschieden gefärbt, und sehr klein, im Verhältniß zu seiner Größe. Er lebt paarweise und verjagt andere Kuckucke aus seinem Revier. Wahrscheinlich reist er im Herbst des Nachts weg, indem gefangene Kuckucke beym Mondschein mit den Flügeln schlagen. Nur sehr schwer läßt er sich den Winter über erhalten und stirbt meist gegen Ende des Jahrs; er zerknickt dabey seine Federn. Zuweilen findet man ihn auch im Winter im Freyen, in Baumlöchern und mit zerzausten Federn. — Die genannten verschiedenen Arten Kuckucke sind fremde, nämlich: *Cuculus auratus*, ist klein mit grün goldenen Flügeln. *C. cayanus* aus Cajenne, ist braun mit langem, gestafeltm Schwanz. *C. tranquillus* ist grau schwarz, mit rothm Schnabel und rothm Augen, lebt in Südamerika. Der Honigkuckuck, *C. indicator* lebt am Cap und liebt besonders den Honig. Die Einwohner folgen ihm daher, er fliegt voraus und verräth ihnen die Bienen. Auch der Honigdachs soll diesem Kuckuck folgen.

30. Das Rennthier, *Cervus tarandus*, lebt nur im hohen Norden, und vorzüglich durch dasselbe werden jene Länder bewohnbar. Man hat versucht es weiter nach Süden zu verpflanzen, namentlich nach Schott-

land und Preußen; allein diese Versuche sind mißlungen. Mit seinem breiten Schaufelgeweih scharret es den Schnee hinweg, um das Rennthiermoos, eine Flechtenart, zu erlangen. Jährlich wirft es dieses Geweih ab, wie der Hirsch. Seine Hufe klappern im Gehen. Es macht den Reichthum der Lappländer aus, und Reiche besitzen Heerden von zweytausend Stück. Den wilden Heerden folgen eine Menge Raubthiere. Die größte Feindin des Rennthiers ist aber eine Dasselfliege, und viele werden sogar durch die Larven derselben zu Tode geplagt, und die Häute der Rennthiere oft ganz durchlöchert und unbrauchbar. Wegen dieser Plage ziehen die Lappländer im Sommer in höhere Gegenden.

31. Der Wiedehopf, *Upupa epops*, heißt auch Ruckuckstakey, weil er vor dem Ruckuck ankömmt. Sein Geschrey hört man häufig, besonders wann er kommt und geht. Abergläubische Leute meinen, es bedeute Krieg. Er nährt sich von Würmern, durchsucht deshalb hohle Bäume und Düngerhäufen. In Egypten soll er in Abtritten nisten. Er bemächtigt sich öfters der Nester anderer Vögel. Gezähmt macht er allerley Sprünge, lebt aber nicht lange in der Gefangenschaft. Sein Nest hält er sehr unreinlich.

32. Die Singdrossel, *Turdus musicus*, ein Zugvogel, klebt ihr Nest, weil sie frühe nistet, mit einer Lehmischicht aus; wodurch die kalte Luft abgehalten wird.

33. Der Gimpel, *Loxia Pyrrhula*, baut ein schlechtes Nest in dicht stehenden, jungen Gebüschen,

sein eigener Gesang ist unangenehm; er lernt aber leicht die Weisen anderer Vögel; die man ihm vorortelt, und ist in Zeit von dreyviertel Jahren als Kunstfänger erzogen. Er lernt etwas schwer, wiederholt aber unaufhörlich was man ihm vorspielt. Sein Gedächtniß ist sehr treu; er kennt seinen Herrn nach langer Abwesenheit wieder und ist ihm sehr zugethan. Seine Nahrung besteht in Körnern und Beeren; von diesen nimmt er nur den Saamen und wirft das Fleisch weg. Die Vogelsteller gebrauchen ihn auch um andere Vögel, deren Lieder er gelernt hat, ins Garn zu locken.

34. Der Schneidervogel, *Motacilla sutoria*, ist wie ein Kanarienvogel gefärbt. Er lebt in Ostindien, und baut sein Nest aus zwey Blättern, indem er ein abgefallenes an ein hängendes, mittelst zarter Pflanzenfasern annäht. Mit seinem spitzen Schnabel macht er die Löcher in das Blatt und zieht die Fasern hindurch.

35. Die Pinguine, *Aptenodytes*, haben keine Schwungfedern und ihre Flügel sind nur Lappen die am Körper gerade herunter hängen; auch die Federn am Körper, sind ganz kurz und haarähnlich. Sie können nicht fliegen, schwimmen dagegen gut, wobey sie bis an den Hals im Wasser stecken. Sie gehen aufrecht und etwas watschelnd; leben in großen Scharen beysammen, und stellen oft geregelte Reihen dar. Man kann sich ihnen nähern und sie fliehen nicht immer weg, drehen dabey ihre Köpfe links und rechts, und verführen ein arges

Geschrey. Ihre Stimme gleicht der menschlichen, und Matrosen, welche sich unter diese Vögel begaben, legten ihr Schreyen auf verschiedene Weise aus. Tritt man zu ihnen heran, so fahren sie einem auf die Beine los; daher man sich mit Stöcken waffnet und sie todt schlägt. Oft nehmen sie aber die Flucht und verstecken sich ins hohe Gras, worin sie deutliche Fußpfade getreten haben. Sie halten sich in der Südsee, auf den Malouinen auf, und den Falklandsinseln, wo sie sich zum Brüten versammeln und auch nur so lange aufhalten bis sie ihre Jungen aufgezogen haben. Ihre Eyer legen sie in Erdlöcher, oft reihenweis; wenn das Weibchen sich wegbegeben will, so rollt es das Ey dem Männchen zu, welches sich unterdessen darauf setzt, und wann einer dem Meere zugehen will und bey den übrigen vorbehey, hacken sie mit den Schnäbeln auf ihn los und er muß so Spitzruthen laufen. Während dem sie sich mausern, greifen sie einander heftig an und zerstreuen sich und wann sie neues glänzendes Federkleid erhalten haben, kommen sie wieder zusammen und leiden keinen der nicht glatte Federn hat. Die Jungen werden von den Alten ins Wasser gestoßen. Im Schwimmen sind sie äußerst flink und schnellen sich öfters wie die Macrelen über das Wasser. Ihre Federn liegen so dicht an, daß das Schrot abprellt, auch tauchen sie unter wenn man auf sie schießt. Der größte und schönste Pinguin ist der Patagonische.

36. Das Goldhähnchen, *Motacilla regulus*,

ist der kleinste europäische Vogel, grün, mit goldgelbem Fleck auf dem Kopf. Er lebt besonders in Tannenwäldern, in Gesellschaft der Tannenmeise, mit welcher er auch umher zieht, jedoch selten den Wald verläßt. Er hängt sich verkehrt an die Zweige und singt fast immer. Sein Nest ist wie ein Ball und enthält acht und mehr Eyer, die nicht größer als Erbsen sind. Bey uns ist er ein Standvogel, in nördlichen Gegenden aber zieht er im Herbst südwärts, und zwar, so klein er ist, weite Strecken über das Meer und kommt oft ganz ermattet an den Küsten von England und Schottland an.

37. Die Elster, *Corvus pica*, lebt paarweise und gehört zu dem Geschlechte der Krähen. Bekanntlich stehlen die Elstern gern glänzende Dinge; und Menschen, auf welche der Verdacht des Diebstahls fiel, wurden schon deshalb gehangen; auch verstecken sie Lebensmittel. Sie überfallen kleine Vögel und fressen deren Eyer auf. Sie lernen Worte nachsprechen. An vielen Orten herrscht der Glaube, daß ihr Flug über den Weg einem als Warnung gelte vor Gefahr.

38. Das Murmeltier, *Marmota alpina*, lebt auf den Alpen, an der Schneegrenze. Es gräbt Gänge mit engen Oeffnungen, welche abwärts zu einem Kessel führen, der oft sechs Schuh Weite hat, und mit Heu bedeckt ist. — Sein Pelz ist lang und die Ohren sind darunter verborgen. Die Oberlippe ist gespalten. Sein Geruchorgan ist außerordentlich scharf. Mehrere halten

sich familienweise besammeln, und stellen Wache aus, welche sehr hell pfeift, sobald sie Gefahr wittert; darauf pfeifen die andern nach und fliehen. Sie sonnen sich gern in der Nähe ihrer Wohnung, gewöhnlich auf einem Stein. Man kennt die Stelle auf der sie sitzen, indem sie abgerieben ist. Bey trübem Wetter halten sie sich still in ihren Höhlen. Nach Michaelis verstopfen sie mit Heu und Erde die Gänge, fasten dann etwa vierzehn Tage lang und schlafen nun ein. Sie liegen nahe bey einander, zusammengerollt, den Kopf zwischen den Hinterbeinen, die Augen geschlossen. Nun vermindert sich ihr Athem und Blutumlauf, sie werden kalt, steif und unempfindlich; so daß sie selbst nicht erwachen, wenn man sie aufschneidet. Ihr Schlaf hält bis Mitte Aprils an. Wenn sie aufwachen sind sie sehr mager, sie fangen dann an zu schnarchen, sich zu strecken und stehen auf die Beine. Die Savoyarden richten das Murmeltier zum Tanz und zu allerley Künsten ab.

39. Der Sperling, *Fringilla domestica*, ist in der ganzen Welt verbreitet, wo es Getreide gibt; er verbreitet sich auch immer mehr, so z. B. mit dem weitem Anbau immer tiefer nach Sibirien. Der Sperling frist fast alles, liebt aber besonders Raupen, und Bradley beobachtete, daß zwey Sperlinge in der Stunde vierzig Raupen zu Nests brachten, dieses giebt für den Tag, zu zwölf Stunden denselben gerechnet, vierhundert achtzig Raupen. Wie wohl er sich in der Nähe der

Wohnungen aufhält, so ist er doch äußerst listig und schwer zu fangen. Gespannte Fäden, Schlingen, Netze und Leimruthen meidet er; dagegen hält ihn die Vogelscheuche nicht von den Gärten und Feldern ab. Er legt dreyimal des Sommers, jedesmal fünf bis sieben Eyer; schon im März fängt er damit an; er legt wohl zum viertenmal wenn man ihm das Nest zerstört, und immer wieder an denselben Ort. Selten baut er auf einem Baum, macht aber dann über sein Nest ein Dach von Stroh oder Heu. Zuweilen legt er auch seine Eyer in ein Schwalbennest.

40. Der Ibis, *Ibis sanctus*, wird auch zu dem Geschlechte *Tantalus*, das den deutschen Namen Schlucker oder Nimmersatt führt, gezählt. Von den alten Egyptiern wurde er als heilig verehrt. Er wurde in Tempeln aufgezogen und gieng in den Straßen zu tausenden ungehindert umher, und die Tödtung desselben wurde mit dem Tode gestraft. Sie balsamirten ihn ein und setzten ihn, verwahrt in Urnen, zu den Mumien der Menschen. Sie glaubten er leite die Entwicklung seiner Jungen nach dem Monde, ordne seine Nahrung nach demselben, gebe die Eyer aus dem Schlund von sich und Merkur habe in der Gestalt des Ibis den Menschen Künste und Wissenschaft gebracht u. dgl. Man glaubt auch von ihm noch in spätern Jahren, er habe die edle Kunst des Alkyfrens erfunden; daher denn auch die Herren Apotheker als Sinnbild ihrer Weisheit einen Ibis im

Wappen führen; heutzutage aber nur noch einen Storch. Füße, Kopf und Schnabel des Ibis sind nackt. Seine Federn sind besonders um den Schwanz zerschliffen und sehen fast wie Wolle aus.

41. Der Bär, *Ursus Arctos*, hält sich vom October bis zum April in seiner Höhle auf, oder in einem Loche, das er sich am Stamm eines Baumes gegraben und welches er mit Moos ausgepolstert hat. Im Herbst ist er sehr fett, gegen den Frühling aber wird er mager, alsdann schälen sich seine Fußsohlen ab, weshalb es ihm empfindlich wird darauf zu treten. Er frisst fast alles; der schwarze Bär vorzüglich Pflanzen, Obst und Honig, der braune Bär mehr von Thieren die er erschlägt, oder zwischen den Vorderbeinen zerdrückt. Vor einigen Jahren ließ man in England einen raffirten Bären für Geld sehen und gab ihn für einen Menschen aus, von besonderer Mißbildung, bis man endlich den Betrug entdeckte.

Er beißt nur selten und reißt den Thieren, welche er erwischt hat, die Haut ab. Russische Jäger tanzen vor dem Bären, wenn sie ihm begegnen, reden ihn an und entschuldigen sich, daß sie nun gezwungen seyen mit ihm zu kämpfen.

42. Das Kameel, *Camelus arabicus*, Drommedar, ist der Reichthum des Arabers, der von ihm alles benutzt, Fleisch und Milch, Fell und Haare, und zum Brennen sogar den trocknen Mist. Nur durch das Ka-

meel ist es den Menschen möglich die großen, sandigen Wüsten Afrikas und Asiens zu durchreisen, was bekanntlich in Karavanen geschieht. Musik liebt es; daher man es auf der Reise durch die Töne einer Pfeife ermuntert. Es wittert schon von weitem das Wasser, und wenn es lange gedurstet hat, geht es geraden Weges und rasch darauf zu und bäumt sich vor Freuden, wann es dasselbe erblickt. Ofters glaubt man über stark erhitzten Ebenen, vorzüglich in Afrika einen See zu erblicken; kommt man aber in die Nähe, so findet man Salz, welches den Boden bedeckt; auch wird durch Luftspiegelung öfters das Bild einer Landschaft dargestellt. — Neben den vier Mägen, welche das Kameel mit allen Widerkäuern gemein hat, besitzt es noch einen fünften, den Wassermagen, der aus mehreren hundert Löchern besteht, in denen sich das Wasser, welches das Kameel in großer Menge zu sich nimmt, ziemlich rein erhält und weßhalb in größter Noth die Reisenden in der Wüste ein Kameel tödten, um sich durch dieses Wasser noch zu retten. Die Schwielen, welche es an den Beinen hat und vornen an der Brust, sind ihm angeboren, und wenn es auf den Boden kniet, kommt es auf diese Schwielen sich zu stützen. Es tritt nicht auf die Hufe auf, sondern auf die Ballen unter denselben. Der Höcker besteht aus Fett und ist mit langen Haaren bedeckt. Das Dromedar hat nur einen Höcker, das Trampelhier oder indische Kameel dagegen hat deren zwey.

43. Der Seehund, *Phoca vitulina*, kommt oft an den Strand; man trifft da zuweilen viele dicht beisammen liegend an; sie sonnen sich und schlafen, wobey sie laut schnarchen. Die Ohrmuschel fehlt ihm, die Vorderfüße sind kurz und flossenartig; jedoch sind die Behen mit den Nägeln daran noch deutlich erkennbar. Wenn die Robben am Lande liegen, halten sie diese Vorderfüße unter der Brust eingebogen. Ihr Leib ist lang, spindelförmig, sehr fett, weßhalb man sie auch tödtet und den Speck aussiedet; hinten am Leibe, und gerade ausgestreckt liegen die Hinterfüße, welche wie Lappen aussehen, jedoch noch mit Nägeln versehen sind. Ihr Haar ist ganz glatt, borstig und glänzend. Ihre Hauptnahrung besteht in Fischen, so wie sie einen erblicken, geifern sie. Sie folgen den Haringszügen. Feuer lockt sie an, so wie Musik, und auf alles, welches ihnen fremd ist, sind sie neugierig. Zu gewissen Zeiten kämpfen sie unter einander, wobey sie sich heftig verwunden. Ihre Jungen lieben sie zärtlich, tragen sie bey Gefahr im Maule fort. Wenn die Jungen ums Leben kommen, sollen die Alten Thränen vergießen. Sie brechen im Kampfe Wasser aus, heben sich dabey empor und bellen fast wie Hunde. Die Robbenfänger tragen lange, mit Eisen beschlagene Stöcke, und schlagen sie damit auf die Nase, wodurch sie leicht getödtet werden. Erwischen die Seehunde den Stab, so fliehen sie damit weg und dem Meere zu. Im Gehen krümmen sie den Rücken

und schnellen und rutschen fort, indem sie sich abwechselnd auf Vorder- und Hinterleib stützen. Ihre Nasen sind geschlossen, und nur wann sie athmen, öffnen sich dieselben. Kein Thier wird so leicht zahm wie der Seehund.

41. Der Maulwurf, *Talpa europaea*, zeigt vorzüglich gutes Geruchsorgan und seine Nasenmuscheln sind auch vielfältig gewunden; sein Auge dagegen ist kleiner als ein Mohnkorn, und er sieht auch nicht gut. Seine Vorderfüße sind sehr breit, mit starken Nägeln versehen, die Beine sehr kurz aber stark, die Hinterfüße dagegen, welche nur zum Graben eingerichtet, sind wenig größer wie bey einer Maus. Nur im Frühjahr sieht man ihn über der Erde, sonst unter derselben; in dieser hat er viele Gänge einen halben Schuh tief gegraben, im Winter dagegen wühlt er sich bis auf fünf Schuh Tiefe ein. Seine Wohnung ist sehr künstlich, hält etwa einen Schuh im Durchmesser, und liegt etwas ab vom Maulwurfschaufen. Die Wände sind glatt und fest und der Boden in der Mitte etwas erhöht, damit das Wasser ablaufe. Sie leben paarweise beysammen. Wenn sich zwey unter der Erde aussuchen, so werfen sie viele Haufen auf. Er ist kein schädliches Thier; er nährt sich hauptsächlich von Würmern, Larven, Maykäfern u. dgl. Die Würmer fliehen ihn auch schon in einiger Entfernung. Von Pflanzen nährt er sich weniger; doch findet man in seinem Neste öfters die Zwiebeln der Zeitlose.

45. Das Faulthier, *Bradypus tridactylus*, hält sich in Südamerika auf. Sein Gesicht ist menschenähnlich; der Körper ganz bedeckt mit langen, groben Haaren; seine Vorderfüße sind länger als die hintern, und jeder ist mit drey sehr langen, starken und gekrümmten Klauen versehen. Die Vorder- und Eckzähne fehlen ihm und die Stockzähne stehen entfernt von einander. Was man früher von seiner außerordentlichen Langsamkeit erzählte, daß es einige Minuten gebrauche, um ein Bein aufzuheben und wieder abzusetzen, daß es zum Erklettern eines Baumes mehrerer Tage bedürfe, und so lang auf demselben verweile, bis es ihn vollkommen entlaubt habe, sich alsdann zusammenkugeln und fallen lasse, ist unwahr. Immer bewegt es sich langsam, besonders auf der Erde, schlägt dabey die Krallen unter die Sohlen, und ächzt, bis es einen Gegenstand erreicht hat, an welchem es emporklettern kann. An den Aesten eines Baumes geht es ziemlich schnell, aber immer unter denselben, und bleibt auch so im Schlafe hängen; dieses kann es vermöge der Stellung seiner Nägel und der großen Kraft seiner Beugemuskel. Es geht von einem Baum auf den andern, wie die Indianer sagen, immer wann der Wind weht, indem es alsdann den Zweig eines andern Baumes leichter erwischen kann. Es wird zahm und sucht, wenn man es auf den Boden setzt, immer auf einen Gegenstand empor zu klettern, z. B. auf eine Stuhllehne u. dgl. Es bewegt seine Vorderfüße nach allen Rich-

tungen, um irgend etwas zu suchen, an welchem es sich festhalten kann, und auf einem glatten Boden würde es sich kaum von der Stelle bewegen können. Es vertritt unter den Thieren dieselbe Stelle, wie die rankenden Gewächse im Pflanzenreich.

46. Der Bieher, *Castor fiber*, lebt in Südamerika samillenweise beisammen, ist aber schon durch Ansiedelung der Europäer in entfernte Wildniß verdrängt worden. Er hält sich an Seen und kleinen Flüssen und Bächen auf. Durch seine Bauten, an denen die Bieher gemeinschaftlich Theil nehmen, ist er bekannt. An einem Bach oder kleinen Fluß machen sie zuerst einen Damm, der unten gegen zwölf Fuß Breite hat, nach oben zu etwa drei Fuß und gegen den Lauf des Wassers einen Bogen bildet. Finden sie einen Baum am Ufer, so fällen sie diesen zuerst, indem sie ihn unten am Stamme durchnagen, und es so einrichten, daß er quer über das Wasser fällt, dann schneiden sie oberhalb dieser Stelle kleinere Bäume ab, und daraus einige Fuß lange Stücke, bringen sie ins Wasser, das sie dem Baume zuschwimmt. So häufen sie Pfähle auf Pfähle und tragen mit den Vorderfüßen Erde dazwischen, so daß nach und nach der Damm ziemlich stark wird, und durch späteres Anwachsen von Gesträuchen immer mehr sich befestigt. Durch den Damm gewinnen sie eine ruhige Wasserfläche und an dieser bauen sie nun ihre Hütten und zwar jede Familie eine. Die Hütten sind ziemlich geräumig, haben

bis acht Schuh im Durchmesser und sind mit festem Dach überwölbt. Der Ausgang führt unter das Wasser. Sie halten ihre Wohnung sehr reinlich und bedecken den Boden mit Tannennadeln. Haben sie ihre Hütten erbaut, so sammeln sie Holz und häufen es in der Nähe auf. Einzelne Bieiber, wie solche in Rußland und auch hie und da noch im östlichen und nördlichen Deutschland gefunden werden, halten sich nicht in Gesellschaft beyammen, sondern nur paarweise, und graben ohne Kunst Höhlen ins Ufer. Amerikanische Bieiber, welche man in Gefangenschaft hält, werden zutraulich und zeigen auch da den Trieb, Holz zusammen zu schleppen und aufeinander zu häufen. Man fängt den Bieiber besonders des Winters, indem man Löcher in das Eis schlägt und ihn alsdann in seiner Wohnung aufstößt; er flüchtet sich unters Wasser, geht aber, um zu athmen zu den Löchern, bey denen er erschlagen wird. Seine Nahrung besteht in Rinde und in Fischen.

47. Der Ochse, *Bos taurus*, wirft seinen Gegner zu Boden und stößt ihm die Hörner in den Leib; der Büffel dagegen kniet auf den besiegten Feind, kehrt auch zu ihm zurück, faßt ihn mit den Zähnen und giebt ihm wiederholt Tritte. Unererschrockene Kämpfer retteten sich bey Stiergefechten dadurch, daß sie dem Stier, welcher auf sie zurannte und den Kopf zum Stöße niederbog, auf die Stirn traten und so über die Schranken sprangen. In Süd-Amerika giebt es sehr viele verwilderte Rinder, Meyer, Thierzeichnungen.

die Guanchos reiten ihnen zu Pferde entgegen, und werfen dem Stier den sie einfangen wollen eine Schlinge um Hörner und Nacken. In Italien leitet man die Büffel an einem Ring, den man ihm durch die Nase gestossen hat.

48. Der Elephant, *Elephas maximus*, lebt in Sumatra in großen Heerden; er badet sich gern und wälzt sich im Wasser. Wann er liegt, streckt er die Hinterfüße aus; er liebt den Geruch der Blumen und hält mit dem Rüssel den Strauß, den man ihm bietet. Einzelne Elephanten sollen zuweilen von den Heerden ausgestoßen werden; sie kommen dann aus den Wäldern in die Gärten und in die Dörfer und verwüsten alles was ihnen im Wege steht. Man fängt den Elephanten dadurch, daß man hinter ihn schleicht und ihm Schlingen von starkem Leder um die Hinterfüße wirft. Ganze Heerden werden aber auf die im Texte angegebene Weise durch Lärmen und durch Feuer in ein Pfahlwerk getrieben. — Seine Nahrung nimmt er mit dem Rüssel und bringt sie durch diesen in das Maul; auch mit Getränke füllt er diesen und spritzt es sich dann in den Schlund. Die größten Elephanten sind die Mahraten-Elephanten; diese tragen auch den Kopf am höchsten. Die Ohren des Asiatischen sind lang und breit wie Schurzfelle. Er wird durch seinen Führer, Kornack geleitet, und wie Heber bemerkt, geht in Ostindien dem Elephanten ein Mann voraus, der ihm sagt wo er hintreten soll. Er zeigt bey der Arbeit viel Ueberlegung; wann er einen

Balken zum Bauplätze schleppt, so hebt er ihn über einen andern, der ihm etwa im Wege steht. Man erzählt von einem Elephanten der hinter einer Kanone gieng, daß er das Rad aufhob, als ein Artillerist unter dieselbe gefallen war und Gefahr lief zerquetscht zu werden. Ehmals bediente man sich im Kriege des Elephanten, nun aber nicht mehr, weil ihn das Feuer sehr scheu macht und er alsdann auch auf die Freunde losgeht. Zur Jagd gebrauchen ihn die Großen in Ostindien. In Siam wird der weiße Elephant hoch geehrt, weil man glaubt, daß die Seele der verstorbenen Könige die Gestalt solcher Elephanten angenommen haben. Derjenige, welcher einen weißen Elephanten entdeckt, wird für den glücklichsten Menschen gehalten, bekömmt eine Silberkrone, und ein großes Stück Land.

49. Der Esel, *Equus asinus*, findet sich noch wild in einigen Gegenden Asiens und streift dort in Heerden umher. Er ist äußerst unbändig, wachsam und scheu. Er heißt Onager und wandert im Herbst nach Ostindien, im Frühling in die Tartarey zurück. Zu dem Geschlechte des Esels gehören noch: Dschiggetai E. Hemionus, der etwas größer als ein Esel ist, und in den Wüsten der Mongoley ebenfalls heerdenweise lebt; das Zebra und der Quagga, welche durch die vielen Querstreifen vom Rücken gegen den Bauch gezeichnet sind. Die zahmen Esel in Italien und Spanien sind größer, muthiger und lebhafter als die unsrigen. Es ist

verboten sie auszuführen. Die Eselsmilch hat sehr wenig Fett und wird gegen Schwindsucht häufig angewendet.

50. Die Biene, *Apis mellifica*. In einem Bienenstock sind dreyerley Arten Bienen, Königin, Drohnen und Arbeiter. Die Königin, welche etwas größer ist als die übrigen Bienen, hält sich meist bey den Waben auf, und legt alle Vormittag gegen zweyhundert Eyer, die einen in die Zellen der Arbeiter, die andern in die der Drohnen, Königineyer, gemeiniglich drey bis vier, in ihre eigenen Zellen. Die Arbeiter bauen gerade so viel Zellen als nothwendig sind. Die Drohnen haben keinen Stachel, sind etwas größer als die Arbeiter, umgeben die Königin und können verglichen werden mit den Staubgefäßen der Blumen, die Königin mit dem Stempel. Drohnen und Königin bezwecken, wie die Blume, die Erhaltung des Geschlechtes. Die Arbeiter besitzen einen Wehrstachel und alle Werkzeuge zum Einsammeln des Waxes und des Honigs. Ihr Leib ist voll Haare, welche Seitenäste haben; an den Füßen dagegen sind die Haare einfach und stehen sehr dicht an den hintern Füßen; man heist diesen Theil auch Bürste, woran sich der Blütenstaub hängt. Am dritten Stück der Hinterfüße befindet sich eine Ausbuchtung; diese heist man die Schaufel, in welche sie den Samensaft blüsten, wodurch die sogenannten Wachshöschen gebildet werden. Sie beißen den Saamenstaub mit den Kiefern ab, den Honig aber

schlüpfen sie durch den Saugrüßel aus den Blumen ein, und so fliegen sie mit dem Wachs an den Füßen und dem Honig im Magen dem Stöcke zu, wo sie sich von ihrer Last entladen, und wobey ihnen andere Bienen behülflich sind. Das Wachs wird zum Bauen der Zellen verwendet und der Honig in dieselbe ausgebrochen. Aus den Eiern, welche die Königin in die Brutzellen legt, gehen die Maden hervor, welche von den Arbeitsbienen ernährt werden. Nach einigen Tagen machen sie ein Gespinnste über die Zelle und verpuppen sich. Aus diesen Puppen kommen die jungen Bienen hervor. Vergleicht man den ganzen Bienenstock mit einer Pflanze, so vertreten die Arbeitsbienen die Stelle der Wurzeln und der Blätter, und sind, wie diese, unvollendete Blüthen; es bilden also die Arbeiter den eigentlichen Stock der Pflanze. Im Juli sterben die Drohnen und werden von den Arbeitern aus dem Korbe ausgestoßen, das heißt man die Drohnenschlacht. Die Drohnen können in ihrem Absterben mit den Staubgefäßen einer Blume verglichen werden, welche abfallen, so wie die Frucht anfängt zu reifen. So sind demnach die Haupttheile einer Pflanze in dem Bienenstock repräsentirt, nur sind die Theile zerfallen und individualisirt. Die Aehnlichkeit zwischen Bienenstock und einer Pflanze kann aber noch weiter fortgeführt werden. Den ganzen Stock kann man, in seiner Reife, zur Herbstzeit mit einer Frucht vergleichen, in welcher sich auch wieder alle Theile der

Pflanze wiederholen. Das Wachs stellt die ölige Schale dar, der Honig das süße Fleisch der Frucht, und die einzelnen in ihrem Winterschlummer halb erstarrten Bienen, die Samenkörner.
